

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18008.

Inseratskosten die 7 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Nachdruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Laufend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Debbchen-Goch legt sich für die Tugend der Deutschen Turner ein und fordert von dem Leipziger Geistlichen, der sie im Reichsboten kritisiert hat, seinen Namen zu nennen.

Der Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes ruft auf den 8. und 9. August eine außerordentliche Generalversammlung nach Berlin ein.

Auf den Werften an der Weser streiken jetzt rund 18 000 Mann.

Die französische Kammer nahm das Gesamtbudget an.

Im amerikanischen Repräsentantenhaus wurde in einer Resolution die Monroe-Doktrin auf neue ausgesprochen, und zwar in Hinsicht auf japanische Pläne in Mexiko.

Die Russen in Südsibirien vermochten bislang keine Eroberung gegen die Nordtruppen zu erzielen. Die Führer der Aufständischen sollen Juaniskal Friedensverhandlungen angeboten haben.

Zum Gewerkschaftsfest.

Leipzig, 27. Juli.

Vor einer Woche veröffentlichten wir an dieser Stelle einen Artikel über die christlichen Gewerkschaften, jene von den Merkmalen betriebene Konkurrenzorganisation gegen die freien Gewerkschaften. Solange die gewerkschaftliche Bewegung noch unentwickelt war, kümmerte sich von den Schwarzen kein Mensch um sie. Erst als sie größeren Umfang anzunehmen begann und der geistigen Herrschaft des Zentrums gefährlich zu werden drohte, erwachte in diesen Kreisen die „Erfennnis“, daß es „Christenpflicht“ sei, sich um das Los der arbeitenden Massen zu kümmern. Die christlichen Gewerkschaften in ihrer jetzigen Form stellen bereits eine Halbheit, eine Konzeption dar, die der Klerus den wirtschaftlichen Verhältnissen hat bringen müssen, und gerade aus dieser Halbheit leiten sich die zahllosen inneren Kämpfe und Gegensätze her, die sich im Zentrumslager entwickelt haben und die man mit dem Namen „Gewerkschaftsstreit“ bezeichnet. Man glaubte mit der Gründung gemeinschaftlicher Arbeiterorganisationen, wo die konfessionellen Gegensätze schweigen sollen, das sicherste Mittel in der Hand zu haben, die freien Gewerkschaften zu sprengen, und man muß erleben, daß man selber in die Luft zu fliegen droht. Nicht nur, daß diese Organisationen nicht mehr wachsen! In den Jahren 1910 bis 1912 eine Zunahme von kaum 80 000 Mitgliedern, und im letzten Jahre gar nur eine

solche von 3730! In fast zwanzigjähriger Tätigkeit eine Mitgliederanzahl von 340 000, während die der freien Gewerkschaften 2 1/2 Millionen beträgt. Aber, wie gesagt, nicht dieser Stillstand ist das Schlimmste! Sondern die inneren Gegensätze, die sich zwischen den „Christen“ und der „Berliner Richtung“ entwickelt haben und mit jedem Jahre an Schärfe zunehmen.

Die „christlichen“ Gewerkschaftsführer, die fast ausschließlich Katholiken sind, wissen sehr gut, weshalb sie sich gegen rein katholische Organisationen mit Händen und Füßen wehren. Denn dazu sind die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Deutschlands denn doch zu entwickelt, als daß es heute noch gelingen könnte, durch rein konfessionelle Arbeiterorganisationen der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben. Gar zu trah würde der Charakter dieser Organisationen und ihrer schwarzen Leiter als Schutztruppe des Ausbeutertums zutage treten. Welcher Leistungen auf diesem Gebiete der Klerikalismus fähig ist, das läßt sich am besten dort studieren, wo derartige Organisationen sich entwickelt haben. Ein abstoßendes Bild von Frömmerei, systematischer Heranzüchtung aller Kanakentugenden: Unterwürfigkeit, Demut, Anpruchslosigkeit, Demunziantentum usw. ist kaum denkbar. Freilich, man muß schon etwas zurückgreifen in unentwickeltere Verhältnisse und gleichzeitig in abgelegene Distrikte, um diese Produkte klerikal-kapitalistischer Reinkultur studieren zu können. Im Jahre 1878 erließ der damalige Papst Leo XIII. eine Enzyklika, die sich mit den sozialen Missetaten befaßte. Schon im folgenden Jahre konnte dieser „soziale“ Papst an den Erzbischof von Reims ein Breve richten, in dem er sich mit Ausbreitung der beiden französischen Fabrikanten Hatmel in Bal-des-Bois bei Reims aussprach. Viele französische Bischöfe taten das gleiche und das damalige Mitglied der deutschen Zentrumsparlei, Herr Monfang, der Sozialpolitiker der schwarzen Fraktion, brachte die Schilderung dieses klerikal Arbeiterparadieses in Gestalt einer Uebersetzung auf den deutschen Büchermarkt. Zu einer solchen Schrift muß man greifen, wenn man erkennen will, was das Zentrum aus den deutschen Arbeitern machen würde, wenn es könnte, wie es wollte.

Die Armut, heißt es da unter anderm, ist die äußere Erscheinung, die durch die Krankheit der Seele hervorgerufen wird. Um sie zu bannen, sind nicht etwa ausreichende Löhne notwendig, sondern „Freiheit des Guten“, das heißt der Herrschaft Jesu Christi; denn der Mensch ist vollkommen frei da, wo Jesus Christus König ist. Wir müssen offen zur Kirche zurückkehren. Sie nur hat die wahre Lösung jeder sozialen Frage. Sie lehrt uns, daß der Gott Himmels und der Erde auch der Gott der Fabrik ist. Die Arbeiter sollen die Tugend des Entschagens üben:

Man hat von den Vätern gesprochen, aber zu was würde es nützen, die Löhne aufs Unbestimmte zu erhöhen, wenn die Laster

fortfahren, in immer stärkerer Steigerung zu wachsen? Zeigt uns die Erfahrung nicht beständig, daß sich das Laster schamlos ausbreitet bei enormem Gewinn, während wir dem Wohlstande begegnen bei bescheidenen Arbeitern mit geringem Gewinne? ... Wir müssen uns keinen Illusionen hingeben, der Hauptpunkt, damit der Arbeiter glücklich sei, ist nicht, daß er einen sehr hohen Lohn habe, er besteht vielmehr darin, daß er dahin gebracht wird, ihn ausreichend zu finden, indem er seine Wünsche mäßigt und das Bedürfnis empfindet zu sparen, um einer unsicheren Zukunft vorzubringen. ... Der Fabrikherr kann nicht alles tun und er sucht sich Gehilfen. Die Hilfe, welche dem Fabrikherrn vor allem notwendig ist, ist die des Priesters, ohne ihn sind alle seine Bemühungen eitel.

Nach diesem System war denn auch die Fabrik der Gebrüder Hamel eingerichtet. Die Männer, die Frauen, die Töchter, die Söhne, alle waren in besonderen Vereinen organisiert, an deren Spitze Nonnen oder Geistliche stehen. Das ganze Leben sämtlicher Familienmitglieder auch außerhalb der Fabrik unterstand einer gründlichen Kontrolle, die „Schlechtern“, die sich „unverbesserlich“ zeigten, wurden schnell gemahregelt, so daß die raffinierteste Ausbeutung von jung und alt mit Orgelton und Hallelujahgesang weiter betrieben werden konnte. Die Kinder, die seit dem Tage ihrer Geburt unter der Botmäßigkeit des Fabrikanten standen und schon von klein an in der Genossenschaft der heiligen Philomena herandressiert wurden zur „Disziplin“ und „Entsagung“, arbeiteten mit ihrem 12. Jahre in der Fabrik. Die tägliche Arbeitszeit dauerte 11 1/2 Stunden, Samstags 9 Stunden, das Reinigen nicht einbegriffen. Die jugendlichen Arbeiter wurden zwar miserabel bezahlt, aber sie trösteten sich mit dem Entzückensruf ihrer Ausbeuter:

Der Theorie der zeitlichen Interessen stellen wir die Theorie der ewigen Interessen gegenüber. Die Herzen, von der göttlichen Liebe angezogen, neigen sich den Kleinen zu, während diese für die Arbeit und für die Mühen des Lebens die unerlöschliche ewige Hoffnung als Ersatz hinnehmen.

Solche Worte lesen sich heute wie eine Satire auf die klerikale Arbeiterverbildung, und doch gaben sie nur wieder, was die Begeisterung der höchsten katholischen Würdenträger einschließlich des Papstes und das Entzücken der deutschen Zentrumsfraktion bez. ihrer sozialpolitischen Spezialisten gefunden hatte. Hier tritt uns das Ideal dieser pfäfflichen Arbeiterfeinde in unerschütterter Rastlosigkeit hervor: die Verwandlung der Arbeiterklasse in ein unterwürdiges, verdummes, in all seinem Elend ewig zufriedenes Menschenpaar, das „für die Arbeit und die Mühen des Lebens die ewige Hoffnung als Ersatz hinnimmt.“ Eine größere Gefahr für die gesamte menschliche Kultur, für den Aufstieg des Proletariats zum Licht und Leben, für seine körperliche und geistige Entwicklung ist nicht denkbar. Und noch heute stehen hinter dem Zentrum Hunderttausende deutscher Arbeiter.

Die Entwicklung der freien Gewerkschaften hat es unmöglich gemacht, daß sich in Deutschland die Klerikalen noch Hoffnung auf Zulauf machen könnten, wenn sie offen ihre

Feuilleton.

Vom Waisenhaus bis zur Fabrik.

55] [Nachdruck verboten.]
Wer nicht selber Soldat gewesen ist, kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie erhaben sich so manche der Herren dünken, die eine Tresse am Kragen haben, welche Dinge sie erkennen, um ihre Macht ja recht sinnfällig zu demonstrieren, wie sie mit der Keule des Herkules nach fliegen schlagen. Viele von diesen Herren fühlen sich als kleine Herrgötter innerhalb ihrer vier Stubenwände. Wie in meinem Leben mehr habe ich soviel übertriebene Schaustellung von Würde in einem solch kleinen Wirkungskreise verschwendet sehen, wie das hier der Fall war. Und das will schon etwas heißen; diese Leute waren alleamt mehr oder minder tief durchdrungen von der hohen Bedeutung ihrer Stellung und fühlten sich gewiß um nichts schlechter und geriner als jener stolze Römer, der in den Falten seiner toga Krieg und Frieden barg. Wollte z. B. ein Rekrut einen Kameraden auf einem andern Zimmer besuchen, dann mußte er sich vorher beim Zimmerältesten melden mit den Worten: „Bitte den Herrn Unteroffizier gehorsamst um die Erlaubnis, den Kanonier Käsemeyer (oder wie er sonst hieß) sprechen zu dürfen.“ Erst wenn er die Erlaubnis dazu bekommen hatte, konnte er sich an seinen Freund wenden. Der Unteroffizier, dessen Gesicht ich zugeteilt war, hatte für die Uebergabe des Zimmerdienstes das folgende Zeremoniell festgesetzt. Der Mann, der die Zimmerjour abgab, und derjenige, der sie übernahm, mußten sich um 1 Uhr beim Herrn Unteroffizier melden. Der Uebergabende erschien, mit Besen, Eimer und Wischlappen bewaffnet, und meldete: „Zimmer-

jour richtig übergeben.“ worauf der andre, den Krempel an sich ziehend, sagte: „Zimmerjour richtig übernommen.“ Ist das nicht unsagbar albern?

Langsam nur, ganz langsam ging die erste Zeit vorüber; es wollte uns allen scheinen, als ob sie festgebant wäre. Wo wollte denn das enden, wenn unter solcher Mühe und Plage die drei Jahre dahinschliefen! Und nun setzte auch schon Anfang Dezember der Winter mit aller Macht ein, Kreuze er Schnee und Eis umher, und wir sollten im Freien exerzieren, gar auch noch an dem eisigkalten Geschüß exerzieren lernen. Das war eine harte Zeit. Schon Anfang Dezember mußten wir frühmorgens den in der Nacht gefallenen Schnee im Kasernenhof zusammenfegen und abseits schaffen, schließlich fiel der Schnee aber so stark, daß man nur noch soviel Platz frei machte, daß man zu Fuß exerzieren konnte. Dazu kamen noch starke Schneestürme, die den Bahnverkehr hinderten, so daß allen denen, die zu Weihnachten in Urlaub fahren wollten, der ganze Lebensmut zu sinken drohte. Die bange Frage, die man jetzt allenthalben laut werden ließ, lautete so: Wird man uns Urlaub bewilligen? Und wenn ja: Können wir überhaupt fahren? Das eine war so ungewiß wie das andre. Am unsichersten schien aber das letztere zu sein, denn in der Woche vor Weihnachten brausten mächtige Schneestürme über das Land, und von allen Seiten her liefen Nachrichten ein, daß durch Schneeverwehungen der Bahnverkehr unterbrochen worden sei. Auch in unmittelbarer Nähe von Landau war das der Fall, und zwei- oder dreimal mußten die Kanoniere, mit Schaufeln bewaffnet, ausrücken, um die Schneemassen von den Gleisen zu entfernen und den Bahnverkehr zu ermöglichen. Mich berührten derlei Gedanken nicht; denn ich konnte ja nicht daran denken, in Urlaub zu fahren; ich hatte weder Geld, noch Angehörige, die zu besuchen gelohnt hätte; und das mitgebrachte Geld war schon längst alle geworden. Ueber fünf Mark davon hatte der Puffsaß mit Inhalt, der keineswegs geschenkt wurde, wie wir beim Einrücken gedacht hatten, verschlungen; 15 Mark hatte die eigene Hölse gekostet und 2.50

Mark hatte ich für die eigene Mühe ausgegeben. 30 Mark hatte ich auf der Kasse abgeliefert, 16 Mark hatte ich zurückbehalten, und nun rechte man aus, was mir noch verblieben war. Es war wenig, sehr wenig, und dieses Wenige war bald in der Kantine draufgegangen. Jetzt hatte ich außer der Löhnung von 22 Pfg. täglich keinerlei Geld mehr zur Verfügung. Doch halt: ich bekam für meine Auslagen als Puffer des Wachtmeisters jedesmal am Löhnungstag eine Mark von ihm eingehändigt. Für die viele Mühe und Plage, die mir dieser Dienst eintrug, eben nicht sonderlich viel, doch schließlich war es immer noch besser als gar nichts. Für diese Mark opferte ich einen großen Teil meiner freien Zeit, mußte mich besonders noch eines scheußlichen Köters, der meinem Herrn einmal zugelaufen war, annehmen, und durfte dazu noch mit gepacktem Affen meine Aufmerksamkeit machen. Dafür brachte dieser Dienst auch manche Annehmlichkeiten. Ich war vom Arbeitsdienst befreit und konnte mich vor allzu großer Belästigung in dienstfreier Zeit durch einen Sprung in die wachmeisterliche Wohnung retten. Dort herrschte tiefster Friede — der Wachtmeister war unverheiratet. Ich verjente mich dann in seine kleine Bücherei — Auerbachs Dorfgeschichten, Romane von Paul de Kock, ein paar Klassikerbände, Zimmermanns Geschichte des Krieges von 1866 fand ich darinnen — und vergaß alles um mich herum. Mit besonderem Eifer war ich aber hinter den Zeitungen her, die von der Batterie gehalten wurden und, wenn sie der Wachtmeister gelesen hatte, in die Kantine wanderten. Ehe sie aber dahin kamen, mußte ich sie gelesen haben. Es waren die Augsburger Abendzeitung und der Landauer Anzeiger, beides nationalliberale Blätter. Das war der Vorteil, den ich von meiner Pufferstelle beim Wachtmeister hatte.

Weil ich also kein Geld hatte und nicht wußte, wohin ich in Urlaub fahren sollte, konnte ich mit Gelassenheit den kommenden Dingen entgegensehen. Der Batteriechef und der Wachtmeister machten niemandem einen Strich durch die Rechnung, und alle, wie sie sich gemeldet hatten, durften